

*Klaus-Michael Bogdal (Duisburg)*

## **Eliminatorische Normalisierungen. Lebensläufe von ‚Zigeunern‘ in narrativen Texten**

*„Und was möcht schon Seßhaftwerden nützen.  
Die Seßhaften sind zuerst hin.“*

(Bert Brecht: Mutter Courage und ihre Kinder)

### **I.**

Dass Zigeuner etwas mit ‚Normalität‘ zu tun haben könnten, darauf ist in der Literatur, in der von ihnen erzählt wird, niemand gekommen. Es ist die Rede von einem Zeitraum von bald 500 Jahren und von einigen Hundert literarischen Werken. Für Zigeuner existiert in der europäischen Literatur eine spezifische Temporalität, die jede Normalitätsvorstellung unterminiert. Man könnte sie als mythische Zeit bezeichnen, welche die historische Zeit aufhebt, wenn das nicht ein Euphemismus für die narrative Präsenz der Zigeuner wäre. Ihr Auftreten ist durch eine zweifache Negation des Gegenwärtigen charakterisiert. Als archaische, vorzivilisatorische Ethnie gehören sie stets der Vergangenheit an, auch wenn sie wie alle ‚Wilden‘ im Hier und Jetzt zu leben scheinen. Ihre Zukunft ist ebenfalls nichts als die Wiederholung des Vergangenen, da sie, um die Terminologie von Levi-Strauss aufzugreifen, als *stationäre* Gesellschaft wahrgenommen werden:

„Wir betrachten [...] jede Kultur als kumulativ, die sich in der gleichen Richtung wie unsere eigene entwickelt, deren Entwicklung für uns also eine *Bedeutung* hat, während die anderen Kulturen uns als stationär erscheinen, nicht immer, weil sie es tatsächlich sind, sondern weil ihre Entwicklungskurve nichts für uns bedeutet, nicht mit den Begriffen unseres eigenen Bezugssystems meßbar ist.“<sup>1</sup>

Wenn ihr Leben nicht ‚messbar‘ ist, muss es außerhalb berechenbarer Normalitätsbereiche situiert sein. Das heißt jedoch nicht unbedingt, dass ihre Existenz bedeutungslos ist oder unmarkiert bleibt. Als das ‚Andere‘ kann es sowohl die verborgene Seite des Normalen als auch dessen fragile Konstruktion bedeuten.

Wie kann nun unter solchen Bedingungen der Lebenslauf von Zigeunern in narrativen Texten aussehen? Exzentrisch und unbegreiflich zuallererst. In den zahlreichen Erzählungen und Romanen, die diese Variante wählen, bleibt der

<sup>1</sup> Vgl. Levi-Strauss, Claude: Rasse und Geschichte. In: R. Konersmann (Hg.): Kulturphilosophie. Leipzig 1996, S. 190.

Abstand zu den Fremden gewahrt, es sei denn, sie sollen als ‚wunderbare Besitztümer‘<sup>2</sup> angeeignet und vorgeführt werden wie z. B. die schöne Zigeunerin aus den böhmischen Wäldern in Eduard Mörikes „Maler Nolten“<sup>3</sup> (1832). Wir stoßen hier auf ein merkwürdiges und paradoxes Phänomen. Zigeuner, deren Andersartigkeit als unüberwindbare Grenze gilt, werden dennoch zu Objekten systematischer Normalisierungsstrategien. Diese richten sich auf eine Gruppe, von der man mit Gewissheit annimmt, dass sie den markierten Normalitätsbereich niemals erreichen wird. Deshalb interpretiere ich diese Strategien von ihrem bewusst-unbewusst antizipierten Ergebnis her als ‚zivilisatorischen‘ Umweg zu einer Lizenz zum Töten. Nicht das Fremdbild allein, wie die imagologische Vorurteilsforschung annimmt, bereitet mit seinen negativen Implikationen diesen Weg vor. Die komplexe Konstruktion von ‚Akzeptabilitätsbedingungen‘<sup>4</sup> der Vernichtung, die Erhöhung des Todesrisikos (Foucault), legitimieren einen Diskurs und eine Praxis, die ich *eliminatorische Normalisierung* nennen möchte. Sie ist der prekäre Rahmen für Lebensläufe von Zigeunern. Ihre Biographien sind Geschichten über das Sterben und den Tod.

## II.

Solange Zigeuner zu denen zählen, die, als die letzten Nomaden (oder Indianer) Europas, plötzlich erscheinen und genauso unvermutet wieder verschwinden, besteht wenig Veranlassung, sie dem bürgerlichen Leben anzupassen. Wer nicht bleibt, wie die meisten Zigeunergestalten in den Erzählungen des 19. Jahrhunderts, darf vieles sein, Bote aus der Fremde, Zeichen des Wunderbaren, Versucher oder Warner, Helfer in der Not oder Verderber. Entsteht jedoch eine kontinuierliche Präsenz und Nähe, wie sie etwa in Liebesgeschichten häufiger vorkommt, werden stets Normalisierungsprozeduren in Gang gesetzt. Als ‚Wilde‘ leben Zigeuner und Zigeunerinnen wie in Nikolaus Lenaus berühmten Gedicht „Die drei Zigeuner“ ohne eine Maßeinheit für die Zeit: „Dreifach haben sie mir gezeigt, / Wenn das Leben uns nachtet, / Wie man’s verraucht, verschläft, vergeigt / Und es dreimal verachtet“<sup>5</sup>. Nach der Begegnung mit der ‚Zivilisation‘ wird ihr Leben in diesen Erzählungen nahezu ohne Ausnahme durch die Versuche einer

<sup>2</sup> Greenblatt, Stephen: Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker, Berlin 1994.

<sup>3</sup> Mörike, Eduard, Maler Nolten. In: Ders.: Sämtliche Werke. Hg. v. Herbert G. Göpfert. München 1958, S. 411-806.

<sup>4</sup> Foucault, Michel: Leben machen und sterben lassen: Die Geburt des Rassismus. In: Diskus 41 (1992), Nr. 1, S.51-58, hier: S. 56.

<sup>5</sup> Lenau, Nikolaus: Die drei Zigeuner. In: Ders.: Sämtliche Werke. Briefe. Stuttgart 1959, S. 217.

gewaltsamen und raschen Assimilation enorm verkürzt. Mérimées „Carmen“ ist für diese Modellierung eines Lebenslaufs das bekannteste literarische Beispiel aus dem 19. Jahrhundert.<sup>6</sup> Das Begehren Don Josés erzwingt eine Nähe, der sich Carmen immer wieder entzieht. Ihre wiederholte Weigerung, den Ort ihres Aufenthalts, die ihr zur Verfügung stehende Zeit und den ‚Gebrauch ihrer Lüste‘ kontrollieren zu lassen, legitimiert in einer melodramatisch ausphantasierten und zum ethnologischen Ritual stilisierten Szene ihre Ermordung.

„Wut packte mich. Ich zog mein Messer. Ich wollte, daß sie Angst bekam und mich um Gnade bat, aber diese Frau war ein Dämon. [...] Ich stach zweimal zu. [...] Sie fiel beim zweiten Stich ohne Laut. Immer noch sehe ich ihre großen, schwarzen Augen starr auf mich geheftet; dann wurden sie trübe und schlossen sich.“<sup>7</sup>

Sicher steht Carmen auch für das erotisch Andere. Die Lebensweise einer Zigeunerin, ihre Körpersprache und Körperinszenierung von den schwarzen Haaren über den feurigen Blick bis zu den nackten Füßen (im 19. Jahrhundert stets ein erotisches Highlight) versprechen eine ‚andere‘, in der bürgerlichen Gesellschaft unterdrückte Erotik, zu der Unbedingtheit in der Hingabe und Leidenschaft gehören. Vor allem ist Sexualität nicht an die institutionelle Vorbedingung der Eheschließung und an Wohlanständigkeit und Schicklichkeit gebunden. Doch das enzyklopädische Schlusskapitel, in dem Mérimée das zeitgenössische Wissen über Zigeuner kompiliert hat, belehrt uns, wörtlich genommen, noch eines anderen. Dort entwickelt er, neben den üblichen Spekulationen über Herkunft, Sprache, Physiognomie und Volkscharakter ethno-hygienische Vorstellungen, die den Tod Carmens im Nachhinein als sinnvolle ‚Säuberung‘ erscheinen lassen:

„Sehr jung mögen sie [die spanischen Zigeunerinnen – KMB] für angenehm häßlich gelten, sind sie aber erst einmal Mütter, werden sie widerlich. Die Unsauberkeit beider Geschlechter ist unglaublich, und wer die Haare einer

<sup>6</sup> Vgl. E. Bronfen, die ‚Carmen‘ allerdings nicht als Zigeunerin wahrnimmt: „Der tragische Konflikt liegt weniger in der Untreue Carmens als in der verschiedenartigen Semantisierung des Wortes Untreue. Carmen versteht darunter Wandelbarkeit, Freiheit, Beweglichkeit, vielseitiges Ausleben der eigenen Lust und Austauschbarkeit der Begierde. José hingegen erträgt die Unsicherheit des Willkürlichen und der Veränderung nicht, will Dauer, festigende Regeln. Carmen soll als begehrtes Objekt seine Welt der dauerhaften Ordnung widerspiegeln. Sie kann diese Forderung aber nur dann erfüllen, wenn sie völlig stetig, völlig unbeweglich, sein Besitz ist. Sie nicht beherrschen zu können, bedeutet für José, daß Carmen mit jeder Bewegung die Stabilität seiner Welt bedroht.“ Bronfen, Elisabeth: Die schöne Leiche. Weiblicher Tod als motivische Konstante von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Moderne. In: R. Berger/I. Stephan (Hg.): Weiblichkeit und Tod in der Literatur. Köln/Wien 1987, S. 104 f.

<sup>7</sup> Mérimée, Prosper: Carmen. Stuttgart 1963, S. 68 f.

Zigeuneratrone nicht gesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen, selbst wenn er sich die größten, fettigsten und staubigsten Pferdehaare vorstellt.“<sup>8</sup>

Carmens Schicksal ist typisch für die Darstellung der ‚Begegnung‘ mit Zigeunern im 19. Jahrhundert, als ein wissenschaftlich autorisiertes Konzept der Beherrschbarkeit und Beherrschung der Fremden bzw. Marginalisierten oder Devianten nur in Ansätzen vorhanden war. Praktiziert wird etwas, das Zygmunt Bauman die Kunst der ‚Nichtbegegnung‘ genannt hat, nämlich ein Set von Techniken, um die Beziehung mit anderen aus der moralischen Verpflichtung zu lösen.<sup>9</sup> Es handelt sich um moralische Verpflichtungen wie sie das aufklärerische Erziehungsideal dem ‚Wissenden‘ und damit Zivilisierten als Verantwortung gegenüber den Angehörigen einer niedrigeren Zivilisationsstufe (und damit z.B. auch gegenüber den Kindern) auferlegt hatte. Das sind Zigeuner als Nomaden<sup>10</sup> im modernen Europa aus der Sicht aufklärerischer Anthropologen oder liberaler Staatstheoretiker. Ihre Lebensläufe müssten unter diesen Voraussetzungen als Erziehungsgeschichten zu schreiben sein, wie wir sie z.B. über die ‚Wolfskinder‘ kennen. Doch solche Geschichten suchen wir vergebens. In den literarischen Werken des 19. Jahrhunderts entdecken wir nicht mehr als die immer gleichen Berichte über die gescheiterte Disziplinierung zur Soziabilität unfähiger Wesen, die mit dem Scheitern ihr Recht auf Leben verwirken.

### III.

Konzepte zur Disziplinierung der ‚Zigeuner‘ (oder zur Assimilierung wie die aufklärerischen Ansiedlungsprojekte Maria Theresias und Joseph II.) sind in besonderem Maße von territorialem Denken geprägt, das durch drei Grundelemente charakterisiert ist:

- (1) Alles auf der Erde Vorgefundene, also auch die Natur und damit der Raum, muss Eigentum von irgendjemand sein.
- (2) Daraus resultiert eine (affektive) Identifikation mit geographischen Gegebenheiten, die seit dem 19. Jahrhundert „Heimat“ genannt werden.
- (3) Schließlich müssen diese beiden noch individuellen und subjektiven Zuschreibungen ‚Eigentum‘ und ‚Heimat‘ durch politische Machtssysteme sanktioniert und garantiert, d. h. geordnet, umgrenzt und kartographiert werden – von der nationalen Grenze bis zum Gartenzaun.

<sup>8</sup> Ebd., S. 71.

<sup>9</sup> Bauman, Zygmunt: *Moderne und Ambivalenz*. In: Bielefeld, Uli (Hg.): *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?* Hamburg 1991, S. 33.

<sup>10</sup> Vgl. auch Wahrmond, Adolf: *Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Juden Herrschaft*. München 1887.

In der Moderne ist territoriales Denken eine Normalitätsvorstellung. Unter Normalitätsvorstellungen verstehe ich zunächst *unreflektierte* Identitätsannahmen, die, ohne qualifizierbare Kriterien für Eigenschaften und Handlungen angeben zu können, den *eigenen* Lebensalltag absolut setzen. Keine Gruppe in Europa widerspricht der territorialen Normalitätsvorstellung mehr als die der ‚Zigeuner‘. Die europäischen Nationalstaaten rechneten bei allen ‚Fremden‘ auf ihrem Gebiet stets mit deren ‚Verschwinden‘, bewirkt durch Assimilation, Integration oder Flucht und Vertreibung. Die nomadische Lebensweise der Zigeuner stand diesen Praktiken entgegen. Die Existenz der Zigeuner konfrontierte mit einer Angst auslösenden Forderung: nämlich sich in einem territorial geordneten Raum frei bewegen zu dürfen, ohne sich den Normen und Gesetzen der Gastgesellschaften völlig anzupassen oder deren Kontrolle zu unterwerfen (die eigene archaische Gerichtsbarkeit der Zigeuner ist daher ein ständiges Thema der Literatur). Auf der anderen Seite haben die Zigeuner in ihrer mehr als fünfhundertjährigen Geschichte niemals nationale oder territoriale Ansprüche gestellt. Als Deterritorialisierte (um einen hier ausnahmsweise brauchbaren Begriff von Deleuze/Guattari aufzugreifen) sind sie für jene, die durch enges Territorialdenken geprägt sind, der Prototyp des ‚Anderen‘, dessen Erscheinen ungehemmte Ausgrenzungs- und Vernichtungsphantasien auslöst.

Das war schon bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland im 15. Jahrhundert so. In Sebastian Münsters (1489-1552) weit verbreiteter „Cosmographie“ (1544) lesen wir, was er in guter Gelehrtentradition weitgehend aus der „Sachsenchronik“ (1520) von Albertus Crantzius abgeschrieben hatte:

„Als man zahlt vor Christi Geburt 1417 hat man zum ersten in Teutschland gesehen die Zygeuner, ein ungeschaffen, schwartz, wüst und unflätig Volck, das sonderlich gern stiehlt, doch allermeist die Weiber [...] es hat kein Vaterlandt, zeucht also müßig im Landt umbher, ernehret sich mit stelen, lebt wie ein Hund, ist kein Religion bey ihnen [...]. Es ist ein seltzams und wüst Volck, kann vil Sprache und dem Bawersvolck gar beschwerlich.“<sup>11</sup>

Selbst im 15. Jahrhundert, also lange vor der Entstehung nationaler Territorialstaaten, reagieren die staatlichen Institutionen mit Ausgrenzung auf die Anwesenheit einer Gruppe, die sich ihrer Kontrolle zu entziehen sucht: „sonsten ist es gewiß, daß es ein verrucht, Zauberisch, Mörderisch und Diebisch, versoffen Gesind, welchs in keinem Land zu dulden, sondern mit äußerstem Ernst zu vertreiben ist.“<sup>12</sup>

<sup>11</sup> Zit. n. Avé-Lallement, Friedrich Christian Benedict: Das deutsche Gaunertum in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande, Erster Teil, Leipzig 1858. S. 29f.

<sup>12</sup> Ebd., S. 32.

Zigeuner werden seit ihrem Auftreten in Europa in der Literatur stets mit dem Problem standesloser Bevölkerungsschichten in Zusammenhang gebracht, also mit jenen bis zur Frühindustrialisierung ständig wachsenden Gruppen sozial Deklassierter und Stigmatisierter, die sich durch „unreine“ Arbeiten, „Künste“, Betteln und Prostitution ihren Lebensunterhalt erkämpfen mussten. In dieser Gruppe finden wir die Zigeuner bei Sebastian Brant, Hans Sachs und Grimmelshausen und noch bei Friedrich Schiller („Verbrecher aus verlorener Ehre“).

Die territoriale Dispersion und die umherschweifende Lebensweise stehen einer administrativen Identifizierung ebenso entgegen wie die unsichere Herkunft. Beides löst auch schon an der Schwelle zur Moderne wissenschaftliche Neugier und Aggression aus. Sie zählen zu jenen, die Foucault in seiner vor kurzem erschienenen Vorlesung „Les anormaux“ als „menschliche Monster“ bezeichnet hat, die sich z. B. durch Praktiken wie Inzest und Kannibalismus von der zivilisierten Menschheit unterscheiden.<sup>13</sup> In seiner „Geschichte des transalpinischen Daciens“ (1781-82) schreibt Franz Joseph Sulzer:

„Es gibt vielleicht kein Volk unter der Sonne, welches so sehr verabscheuet würde, und verabscheuet zu werden verdiente, und dennoch sich so ausgebreitet hätte; keines, über dessen Ursprung so viel nachgeforschet worden wäre, als dasjenige, welches in Dacien, Ungern, Welschland, Spanien, Teutschland, und in slawischen Ländern unter dem Namen Zigeuner, oder Pharaoner bekannt ist; und in Frankreich, England, und Holland Aegypter und Böhmen genennet wird. Keine Muthmassung ist unversucht geblieben, mit welche man dieses schwarze, schmutzige, räuberische Volk [ Sie sehen, dass hier wiederum Seb. Münster als Quelle gedient hat – KMB] aus irgend einem Lande herleiten wollte, dessen Namen von einer von ihnen heutigen Benennung einigermassen gleich käme.“<sup>14</sup>

Im 18. Jahrhundert, in dem durch die Manufakturen die Integration der ‚plebejischen‘ Randgruppen in die Produktion beginnt, gehen ‚aufgeklärte‘ Staaten systematisch gegen Devianz und Nomadentum vor. Durch die Kombination von Polizei- und Fürsorgeeinrichtungen entsteht ein Überwachungs- und Strafsystem, das durch den Staat garantieren soll, was der aufgeklärte Bürger als Selbstdisziplin akzeptiert. Diesem System können sich die Zigeuner noch lange entziehen. Ihre Lebensweise, Sprache und innere Sozialorganisation verhindern die Überwachung und damit in letzter Konsequenz die Verbürgerlichung bzw. Proletarisierung. Das unterscheidet sie von den Juden, deren Assimilation zur gleichen Zeit beginnt und mit denen sie zwischen 1770 und 1830 verglichen werden.

<sup>13</sup> Vgl. Foucault, Michel: Les anormaux. Cours au Collège de France. 1974-1975. Paris 1999.

<sup>14</sup> Sulzer, Franz Joseph: Geschichte des transalpinischen Daciens. 1. Theil. 3 Bände: Wien 1781-1782, S. 136-147 (= § 23).

Für den neuzeitlichen Staat, der ein nationaler und geschichtsbewusster Ordnungsstaat ist, und für seine leistungsorientierten Bürger avancieren sie in diesem Zeitraum zum Symbol ordnungsloser, unvernünftiger, geschichtsloser, leistungsverweigernder Lebensweise, an der alle Disziplinierungsmaßnahmen scheitern. Daher ist das Interesse an ihnen primär ‚polizeilych‘ motiviert; wir finden ihre Spuren in den kriminologischen Schriften häufiger als in der Literatur.

Im 18. Jahrhundert gelten die Zigeuner für eine kurze Zeit als menschliche Ressource, die für den zivilisatorischen Fortschritt nutzbar gemacht werden müsse (z. B. bei Heinrich Grellmann, dem einflussreichsten Zigeunerforscher aus Göttingen u. Lichtenberg-Kollegen). Ihre Entdeckung als potentielle Arbeitskräfte lässt das wissenschaftliche Interesse sprunghaft anwachsen. Forscher wie Grellmann sammeln systematisch die bisherigen Wissensbestände und ergänzen sie durch empirische Beobachtungen. Eine Aufwertung erfahren die Zigeuner, die bis ins 18. Jahrhundert *cum grano salis* als orientalischer Verbrecherbund betrachtet wurden, durch die Entdeckung der nur ihnen eigenen, aus Indien stammenden Sprache, das Romanes. Wenn sie damit auch keinen Ort im territorialen Gefüge erhalten, so gibt es jetzt zumindest eine Spur, die auf Ursprung und Herkunft zurückweist. Wer eine eigene Sprache über Jahrhunderte bewahrt hat, ist aus der Sicht aufklärerischer Anthropologie (bei Herder z.B.) kein anormales Monster. Mit der Sprache, die von Sprachhistorikern aufgezeichnet und lexikalisiert wird, ist ein Medium gegeben, das die Homogenisierung und Systematisierung der diffusen und fragmentarischen anthropologischen, ethnologischen, historischen und kriminologischen Daten erleichtert. Zigeuner gelten nun als ein Volk, das auf einer frühen, niedrigen Zivilisationsstufe verharrt, ein Volk ohne Schriftkultur, Religion und Geschichtsbewusstsein, jedoch mit eigenen Gebräuchen, Ritualen, Gesetzen und Formen des Aberglaubens. Die Frage, ob sie deshalb nun auch ‚Menschen‘ im Sinne des aufklärerischen Humanismus sind, wird im wissenschaftlichen Diskurs nicht eindeutig, meist jedoch zuungunsten der Zigeuner beantwortet. Statt dessen werden sie in anthropologische Klassifikationen und Typologien einbezogen (meist am Rande, wie es sich für marginalisierte gehört), deren Ziel eine Hierarchisierung der Völker ist:

„Die Juden sind Ausländer, die Zigeuner ebenfalls. Schon das Äußere beider Nationen zeigt eine auffallende Übereinstimmung. Man sehe nur das glänzende schwarze Haar und die glänzend schwarzen Augen; sind sie nicht bei dem Zigeuner wie bei dem Juden zu finden? Die dunkle Farbe der Haut, welche wenigstens der Mehrzahl der Abrahamiden eigen ist, könnte für den gleichen Stamm beider Völker sprechen. Auch die übrige äußere Gestalt, der selten hohe Wuchs und der schlanke Körperbau findet sich unter beiden Nationen gleich. Noch mehr in der Lebensweise sehen wir in vielen Stücken eine merkwürdige Übereinstimmung. [...] Am meisten zeigt sich in geistiger Hinsicht eine Harmonie zwischen beiden Völkern, die in Erstaunen setzt. Beide sind, bei guten Anlagen, voller List und Ränke; beide nehmen es mit der Ehrlichkeit nicht so genau. [...]

Scheu vor aller ernsten Arbeit ist ebenfalls ein Charakterzug beider Nationen. Was uns aber noch bestimmen könnte, Zigeuner und Juden für gleichen Gelichters zu halten, ist ihr festes Beharren bei ihren Eigentümlichkeiten."<sup>15</sup>

#### IV.

An dieser Sicht auf die Zigeuner ändert sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts wenig. Erst im letzten Drittel setzt eine erneute, intensivere Beschäftigung mit ihnen ein. Ich würde das vor allem in Deutschland wieder erwachende Interesse als Reaktion auf die Normalisierungsschübe nach der Reichsgründung deuten. Nun deutsche Staatsbürger geworden, werden die Zigeuner systematisch von den neuen zentralen Institutionen erfasst und kontrolliert. Ihre Mobilität, die übrigens von den Arbeitsmigrationen z. B. ins Ruhrgebiet in den Schatten gestellt wird, wird durch die Gewerbeordnung geregelt, sie werden der Meldepflicht unterworfen und einer sog. Heimatgemeinde zugeordnet, die Kinder fallen unter die allgemeine Schulpflicht. Bei Straffälligkeit oder Arbeitslosigkeit gilt für sie die Weisungsbefugnis der Sozialfürsorge. Diese Maßnahmen zur Re-Territorialisierung auf der Grundlage eines modernen Staatsbürgerkonzepts erfordern für ihr administratives Gelingen ein neues Detailwissen, das in diesem Zeitraum von sozial-biologischen Vorstellungen geprägt ist und auf empirisch erhobener, statistischem Material beruht. Es entsteht die paradoxe Situation, dass das zur *Integration* eruierte Wissen über die Zigeuner als Strategie die *Ausgrenzung* nahelegt. Als nicht erziehbare ‚Wilde‘ mit angeborener krimineller Energie und Tendenz zur Degeneration – so das vorherrschende Bild – drohen sie durch Vermischung ihre zivilisierte Umwelt zu infizieren. Kontrollierbar sind sie nur durch Separierung von der Mehrheitsbevölkerung. So entstehen gleichzeitig mit den Assimilationsmaßnahmen Gegenstrategien, die entweder eugenisch (vor dem I. Weltkrieg die Kindeswegnahme) konzipiert sind und/oder auf eine Ghettoisierung und Internierung hinauslaufen.

In literarischen Texten tauchen seit der Jahrhundertwende immer häufiger Zigeunerfiguren auf, deren Assimilation als Bedrohung der Homogenität und ‚Reinheit‘ dargestellt wird. Schon 1883 glossiert ein Kölner Literat die veränderte Rechtslage folgendermaßen:

„Kommt Zigeuner, saugt hier mit./ Abgezapftes Völkerblut/ Schmeckt den Parasiten gut:/ [...] Was die Herren Hebräer leisten/ Das könnt ihr euch auch erdreisten./ Ohne daß ihr viel riskiert!/ Also vorwärts ungeniert!/ Gastfrei ist die deutsche Erde:/ Bitte, komm' Zigeunerherde! [...]“<sup>16</sup>

<sup>15</sup> Tetzner, Theodor: Geschichte der Zigeuner, ihre Herkunft, Natur und Art. Weimar 1835, S. 58 f.

<sup>16</sup> Schwechten, Elmar: An die Zigeuner. Köln 1883. Zit. n. Hehemann, Rainer: Die ‚Bekämpfung des Zigeunerunwesens‘ im Wilhelminischen Deutschland und in der Weimarer Republik 1871-1933, Frankfurt a.M. 1987, S. 128.

In Hermann Löns' Erfolgsroman „Der Wehrwolf“ wird der Dreißigjährige Krieg zu einem Überlebenskampf jener stilisiert, die wegen ihrer Sesshaftigkeit und Eigentumsliebe zu den überlegenen Rassen zählen.

„Was für Völker jetzt im Lande herumstromern! Eine Schande ist, es daß da nichts getan wird! Gaudiebe und Vagelbunde sind beinahe die Herren jetzt. Wenn das so bleibt, kann es noch gut werden.“<sup>17</sup>

„Seines Lebens ist man nicht mehr sicher, und dazu kommen noch die Steuern. [...] Ja, das ist wohl so, und das wäre auch noch auszuhalten, aber dann kommen die fremden Völker und legen uns auch noch allerlei Lasten auf, das heißt, wenn sie nicht überhaupt nehmen, was sie kriegen können.“<sup>18</sup>

Die Abweisung der Fremden, die als Kriegsoffer durchaus als Gäste hätten akzeptiert werden können, schlägt in territorialen Terror um. Das ‚Einzelschicksal‘ verschwindet hinter dem kollektiven Typus des Eindringlings.

„[F]remde Völker zogen durch, und die Haidbauern mußten mächtig aufpassen, daß sie nicht umgerannt wurden. [...] sie hielten stand, schmissen die Feinde zurück oder bargen die Weibsleut, die Kinder und das Vieh [...] und setzten den Fremden durch Überfallen und Anlauern solange zu, bis sie sich wieder dünne machten.“<sup>19</sup>

„[...] wir sollten zusehen, daß wir uns so gut wehren sollten, wie wir irgend können, und alle Hundsfötter, die nicht hergehören, totschießen wie tolle Hunde.“<sup>20</sup>

Von territorialen Normalitätstsvorstellungen aus wird bei Löns eine gewaltsame Antwort auf die dargestellten Flucht- und Wanderungsbewegungen gegeben. Im „Wehrwolf“ wird die Beschreibung der Zigeuner auf ein Minimum reduziert, obwohl sie als tödliche Bedrohung bezeichnet werden. Man könnte sagen, dass die eliminatorische Tendenz bis in die narrativen Darstellungsmittel (Andeutung, Raffung, Auslassung, Umschreibung) spürbar ist. Die Fremden dürfen in diesem Roman keinen Subjektstatus erlangen. Nicht bei Löns, aber in zahlreichen anderen Prosawerken zwischen 1900 und 1945 werden für Zigeuner stattdessen Zonen des Dunklen: des Wahnsinns, der Kriminalität, des Devianten, der ansteckenden Krankheiten und des Todes entworfen, aus denen sie auftauchen und in die sie wieder gewaltsam zurückgestoßen werden. Für eine Biographie, die es zu erzählen lohnte, gibt es keinen Ort und keine Zeit.

<sup>17</sup> Löns, Hermann: Der Wehrwolf. Jena 1942, S. 25.

<sup>18</sup> Ebd., S. 27.

<sup>19</sup> Ebd., S. 6.

<sup>20</sup> Ebd., S. 61.

## V.

„Zigeunern“, deren individueller Lebenslauf in den Statistiken der Holocaustopfer verschwunden ist, eine Biographie zurückzugeben, ist das Ziel, das Erich Hackl mit seiner 1989 erschienenen, an Kleists lakonischem Chronikstil geschulten Erzählung „Abschied von Sidonie“ verfolgt. Sie beruht auf einem authentischen Fall und auf umfangreichen Recherchen des Autors. Die Erzählung ist erstens eine Archäologie des Alltagsnormalismus, den sie als eine Figur der doppelten Schließung, der Aus- und Einschließung beschreibt. Sie schreibt zweitens gegen unreflektierte literarische Darstellungsstrategien des Fremden an, ohne in das Gegenteil, die Glorifizierung der Opfer, zu verfallen. Schließlich ist sie die Rekonstruktion eines Lebenslaufs, der „Normalbiographie“ einer Roma, die 1933 geboren wurde.

Die Titelfigur der Erzählung, das Romamädchen Sidonie Adlersburg, wird von ihrer Mutter vor dem Krankenhaus der österreichischen Industriestadt Steyr ausgesetzt. (Sozialer Hintergrund sind die Weltwirtschaftskrise und der latente Bürgerkrieg in Österreich.) Nach einigen Umwegen wird sie als Pflegekind in die Familie eines sozialdemokratischen Parteiaktivisten aufgenommen. Dass sich diese Familie gegen die in Österreich schon vor dem „Anschluss“ einsetzende rassische Diskriminierung zur Wehr setzt und Sidonie einen den Kindern ihres Milieus vergleichbaren Lebensweg bereitet, ist das Nicht-Normale. Nachbarschaft, Fürsorge und Schule nehmen die Anwesenheit der Fremden in ihrer Mitte solange hin, wie die als anständig geltende Pflegefamilie unangreifbar ist. Die Rassengesetze führen, ohne dass das Kind dazu Anlass gegeben hätte, rasch zu einer Verhaltensänderung seiner Umgebung. Hackl zeichnet emotionslos nach, dass die Differenz im Verhalten der Nachbarn, Fürsorger und Lehrer vor und nach den diskriminatorischen staatlichen Maßnahmen nur minimal ist. Es wird darüber hinaus deutlich, dass die Grenzüberschreitung vom ethnischen Vorurteil zur sozial- und rassenhygienischen Vernichtungspraxis auch deshalb so umstandslos möglich ist, weil die Differenz im Lebensalltag so gering ist. Dennoch: es ist die Differenz zwischen leben lassen und sterben machen (Foucault).

Hackl dokumentiert die Lebensgeschichte Sidonies durch Zitate aus den von ihm aufgefundenen Akten. Und auch das Gefälle zwischen den lokalen Dokumenten, die nichts enthalten, was Institutionen wie die Sozialfürsorge, die Kreispolizeibehörde oder die Schule nicht schon vorher gesammelt hatten, und den zentralen Gesetzen und Verordnungen zur Vernichtung der Sinti und Roma, zeigt, welche Stabilität und Kontinuität Normalitätsvorstellungen garantieren. Die lokalen Behörden beliefern die „Internationale Zentralstelle für die Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ genauso mit den angeforderten spezifischen Daten wie später die von der DFG geförderte rassenhygienische und erb-biologische Forschungsstelle, die 30000 Sinti und Roma aktenmäßig erfasst und als „Vollzigeuner“, „Zigeunermischlinge“ usw. kategorisiert. Auch die Kirchen

stellen wie selbstverständlich ihre Taufregister zur Verfügung wie die Wehrmacht die Stammrollen ihrer Frontsoldaten, um ‚Zigeuner‘ zu identifizieren.

Wenn die Flüchtlingsfrau aus dem Sudetenland bei der Begrüßung im Wohnblock ausruft: „Heinz, ich glaub, wir sind unter die Neger gefallen“,<sup>21</sup> wenn die Nachbarn die Achtjährige als „schwarzes Luder“<sup>22</sup> bezeichnen und die ausgebombten Kinder aus Berlin sie anspucken, so sind das Alltagssymptome eines Zivilisationsbruchs.

Ein 1942 mit einer Nachbarin unternommener Sonntagsausflug Sidonies in die Landeshauptstadt Linz zeigt, dass ein ethnisch gesäuberter Alltag ‚Normalität‘ geworden ist und selbst der Blick von Kindern inquisitorisch auf Rassemerkmale gerichtet ist:

„Mama schau, ein Negerkind! Bist selber ein Neger, sagte Sidonie. Andere Besucher wurden auf sie aufmerksam. Ein älterer Mann begann zu dozieren: Bei uns gibt's keine Neger. Dank unserm Führer. Der Junge gab nicht nach: Aber wo sie doch schwarz ist. Vielleicht ist sie ein Zigeunermädel, sagte seine Mutter. Jetzt wollte er sich das Mädchen noch einmal genau ansehen. Aber die Stelle, an der er sie eben noch gesehen hatte, war leer.“<sup>23</sup>

Vor diesem Hintergrund einer minimalen und dennoch gravierenden Verschiebung der Normalitätsgrenzen wird die Ermordung Sidonies zu einer Angelegenheit, für die im Zusammenspiel der lokalen Institutionen weder die bisherigen Regeln noch die bisherigen Funktionen verändert werden müssen. Obwohl sich – spätestens durch den Widerstand der Pflegefamilie – die Beteiligten der Konsequenz ihrer Handlungen bewusst sind, erledigen sie ihre Aufgabe routinemäßig. Es gelingt ihnen aus ihrer Sicht – was Hackl mit minutiöser, kaum zu ertragender Sachlichkeit protokolliert – die Deportation des inzwischen zehnjährigen Kindes als humanitären Akt zu inszenieren, als Rückkehr Sidonies zu ihrer leiblichen Mutter nämlich. Der Erzähler-Chronist nennt diese Verhaltensweise „Bestialität des Anstands“<sup>24</sup>. Als die Pflegeeltern sich dem Beschluss, „das Mädchen ohne weitere Verzögerung der leiblichen Mutter zuzuführen“,<sup>25</sup> die in einem Sammellager für den Transport nach Auschwitz mit Hilfe der 1935 in Wien angelegten Zigeunerkartei identifiziert wurde, widersetzen, wird ihnen vorgeworfen, dass sie eine normale und natürliche Sache zu verhindern suchen: „Die Fürsorgerin wurde ungehalten. Sidonie kommt zu ihrer Mutter, sagte sie. Da gehört sie auch hin. Was wollen sie denn noch!“<sup>26</sup>

<sup>21</sup> Hackl, Erich: Abschied von Sidonie. Erzählung. Zürich 1991 (EA 1989), S. 59.

<sup>22</sup> Ebd., S. 75.

<sup>23</sup> Ebd., S. 79.

<sup>24</sup> Ebd., S. 93.

<sup>25</sup> Ebd., S. 83.

<sup>26</sup> Ebd., S. 86.

Hatten die lokalen Institutionen bis zu diesem Zeitpunkt in ihren Berichten von der Integrationsleistung der Pflegeeltern her argumentiert und die Erziehung zu Kontinuität und Berechenbarkeit positiv hervorgehoben, so greifen sie nun verstärkt auf jene Wissensbestände zurück, die die oben erwähnte rassenhygienische Forschungsstelle gesammelt und autorisiert hatte. Die Berichterstattung über die konkrete Familiensituation tritt gegenüber Prognosen wie jener zurück, „daß bei demselben [dem Kind Sidonie – der Vf. KMB] später die zigeunerischen Untugenden und Instinkte zutage treten, da es als Zigeunermischling, wenn nicht als Vollzigeuner (und zwar als Rom-Zigeuner) anzusehen sein dürfte.“<sup>27</sup> Anders als die Nachbarn, die Sidonie wegen ihrer dunklen Hautfarbe für eine ‚Negerin‘ halten, folgen die Behörden aus ihrer Sicht keinen Vorurteilen, sondern „wissenschaftlich gesicherten“ Kenntnissen. Die konkreten Informationen und Erfahrungen, die sie aus dem jahrelangen Umgang mit dem ‚Zigeunermädchen‘ als Betreuer, Lehrer und Gemeindeinspektor gewonnen haben, werden in dieser Situation durch De-Individualisierung, Selektion und Klassifizierung ausgelöscht. Durch diese doppelte Bewegung der Übernahme eines autorisierten Wissens und der Negierung eigener Wahrnehmung wird ein Subjekt konstruiert, das man ‚behandeln‘ kann wie jeden anderen administrativen Vorgang. Sidonie wird zu ihrer leiblichen Mutter gebracht und stirbt kurz nach dem Transport nach Auschwitz an Entkräftung.

## VI.

„Abschied von Sidonie“ erzählt von einer Erfahrung, von der auch in der autobiographischen Holocaustliteratur von Sinti und Roma immer wieder die Rede ist. Seit der Reichsgründung 1870/71 und verstärkt nach dem I. Weltkrieg haben Zigeuner sich den territorialen Normalitätsvorstellungen angepasst, ihre nomadische Lebensweise aufgegeben, Eigentum erworben und sich z. B. als Soldaten an den gewaltsamen nationalen Konflikten beteiligt. Es war diese Anpassung, die systematische Erfassung und Vernichtung ermöglicht und erleichtert hat, so dass die Schlussfolgerung für das zivile Leben jener Einsicht gleicht, die Brechts „Mutter Courage“ für den permanenten Kriegszustand formuliert hat: „Und was möchte schon Seßhaftwerden nützen. Die Seßhaften sind zuerst hin.“

---

<sup>27</sup> Ebd., S. 91.